ES WAR EINMAL …

AUSWAHL WALDMÄRCHEN

„Wer im Märchen in den Wald geht, kommt meist verändert wieder heraus.
Der Wald ist Ort von Entwicklungen, aus dem Wald fließt Erkenntnis.“

Stefan Schenker

Hinweis: Jede Gruppe erhält eines der nachfolgenden Märchen, wobei keine Gruppe dasselbe Märchen bekommt. Die Texte sind eine Auswahl aus dem Buch „**Waldmärchen – Das Buch der neuen Waldmärchen. Mit Bildern von Barbara Scarr**“, erschienen 2003 vom Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreichs (heute Land&Forst Betriebe Österreich).

Die nachfolgenden Märchen dienen als Vorschlag und können jederzeit durch andere Texte ersetzt werden.

Weitere Wald- und Baummärchen sind unter anderem hier zu finden [letzter Zugriff 10.06.2020]:

www.maerchenlexikon.de/Grimm/grimm-khm

www.goethe.de/lrn/prj/mlg/miu/mak/deindex

www.garten-literatur.de/Leselaube/abc/maerch

Die Geschichte, die erzählt, wie Wald und Menschen einander zähmen

Hermine Wittmann (nun Hermine Hackl)

Es war einmal vor langer Zeit, da lebte ein altes Weiblein in den Bergen des Grimmels. Das Weiblein war sein ganzes Leben lang alleine geblieben, bewohnte eine Hütte aus Holz am Rande des Dorfes und war von seinem Wesen her sanftmütig und gut. Es hatte von seiner Mutter gelernt, auf die Gesänge der Waldwipfel zu hören und die Gabel der Bäume zu erkennen. Wenn die Menschen des Dorfes Not hatten an Leib und Seele, suchten sie das kleine Waldhaus auf und waren gewiss, dort Trost, Hilfe oder zumindest Zuspruch zu erhalten.

Das Weiblein verließ jeden Tag seine Hütte, um im Wald das Notwendigste für das tägliche Leben zu sammeln und für die Hilfesuchenden, die in der Nacht heimlich an seine Türe klopften, Heilsames mitzubringen. Manche erzählten, die Alte hätte geheime Kräfte und die Waldzwerge und Geister der Bäume seien ihre Berater. Die Frauen und Männer pilgerten trotzdem gerne an den Waldesrand zu der Waldfrau. Aber sie kamen heimlich und in der Nacht. Fast ein Menschenleben lang war das so und niemand fragte nach Veränderungen.

Doch eines Tages brach eine Hungersnot über das Dorf herein, der Fluss trat über das Ufer und vernichtete die Ernte, Mütter starben bei der Geburt ihrer Kinder, die Menschen stritten und haderten mit sich und dem Schicksal. Als die Not und die Furcht vor dem Künftigen fast unerträglich wurde, richtete sich eines Tages der ganze Zorn und die ganze Wut der Verzweiflung gegen das Waldweiblein. Niemand im Dorf und niemand in der Welt konnte sagen, wie das gekommen war. Es geschah selbstverständlich und unerklärlich, wie der Wille Gottes oder das Werk des Teufels. In letzter Minute gelang dem Weiblein die Flucht vor der Meute in den Wald. Dort fühlte es sich beschützt und sicher. Der Wald und das Weiblein lebten, so lange es sie gab, in gegenseitiger Achtung und Bewunderung und boten einander Schutz. Jeder auf seine Art: Die Bäume wussten, würde des Waldweibleins Seele untergehen, hätten auch die Bäume kein langes Leben mehr. So kämpften sie gemeinsam gegen eine blinde und ungerechte Meute, die nach Rache suchte, dort wo es doch gar keine Schuld gab.

Das Weiblein lief auf seiner Flucht immer weiter und tiefer in den Wald, die Bäume beschützten es immer verzweifelter mit ihren Ästen und der Wind führte die Hunde auf eine falsche Fährte. Doch irgendwann sank die Gejagte erschöpft am Stamm einer alten Fichte nieder und beschloss, sich hier endgültig ihrem Schicksal zu ergeben. All das Rauschen der aufgeregten Bäume nützte nichts und der Wind konnte die Hunde nicht mehr täuschen. Zudem war es mitten am Tag und die Sonne erhellte unerbittlich auch die dunkelsten Winkel des Waldes, sodass es nur eine Frage der Zeit war, bis das Weiblein entdeckt würde. Doch die Geister in den Bäumen und die Waldzwerge und alle Bewohner des Waldes waren fest dazu entschlossen, die Alte niemals dieser ungerechten Meute auszuliefern. Denn sie wussten, dass das auch ihr Ende bedeuten würde.

In der größten Verzweiflung riefen die Geister des Waldes ihre Verbündeten zu Hilfe und es erschienen die Sonne, der Wind und die Nacht. Die Sonne sendete ihre heißesten Strahlen zur Erde und entfachte damit im trockenen Waldboden ein Feuer. Der Wind trieb das Feuer der jagenden Meute entgegen und machte damit die Verfolgung des Waldweibleins fast unmöglich. Doch besonders Zornige durchbrachen die Feuerwand und verfolgten die Unschuldige mit noch größerem Grimm. Als sie dem Weiblein schon ganz nahe waren und sein Ende greifbar wurde, öffnete sich plötzlich der Berg und schickte große Men-

gen von Schutt und Felsen ins Tal. Der Wald, der das Dorf und seine Menschen seit Jahrhunderten beschützte, hatte angesichts der bösen Kräfte in der Menschenmeute seine schützende Macht verloren. Er konnte dem Berg nicht standhalten und unzählige Bäume stürzten mit dem Geröll in die Tiefe und begruben mit tosendem Gebrüll das Dorf unter sich. Viele der Verfolger und Bewohner des Dorfes starben. Doch die anderen, die mit dem Leben davongekommen waren, wurden nur noch unerbittlicher in ihrem Kampf gegen das Weiblein.

Das geschah mitten am hellen Tag etwas Unglaubliches. Der Wind war plötzlich still geworden und eine tiefe Finsternis zog über den Wald. Diese blauschwarze Nacht war undurchdringlich und kalt. Die Verfolger meinten, das Jüngste Gericht wäre gekommen, hielten nun endlich in ihrem bösen Treiben inne, sanken in die Knie und erkannten schlussendlich ihre Ungerechtigkeit. Sie gelobten, ihr unheiliges Tun zu beenden. Bald danach erleuchtete an jener Stelle, wo die Sonne war, ein glühender Feuerball den Himmel. Für einen Moment schien es, als würden sich Sonne und Nacht vereinen.

Langsam erwachte die Welt darauf wieder zu neuem Leben und neuem Licht. Dieses Licht zeigte deutlich die Wunde am Berg, die das Geschehen hinterlassen hatte. Die Menschen im Dorf beklagten ihre Toten und beweinten ihre eigene Grausamkeit. Sie machten sich daran, in Demut ihr Dorf neu zu errichten. Und zwar genau auf jenem Erdkegel, den der Berg bei seinem Abgang in Tal getrieben hatte. Sie lebten von jenem Tag an mit der Gefahr, aber auch mit der Erinnerung an ihre eigene Fehlbarkeit.

Das Waldweiblein ward niemals wieder gesehen und niemand kennt sein Schicksal. Es muss wohl noch immer umherstreifen, da sein Leben untrennbar mit dem des Waldes verbunden ist und dieser üppiger und grüner denn je die Hügel und Berge unseres Landes bedeckt. Die Menschen im Dorf sind heute froh, dass der Wald das unschuldige Weiblein mit all seiner Kraft beschützt hat und damit die Häscher wenigstens vor der Schuld dieses Mordes bewahrte. Auch wenn das Waldweiblein niemals wieder gesehen wurde, lebt es fort in den wunderlichen Geschichten, welche die Menschen der Gegend zu erzählen wissen.

Und wer im Land des Grimmel den Blaubach findet, der kann sogar noch heute sehen, wie sich am Tag der großen Sonnenfinsternis das Feuer und die Nacht vereinten. Schwarzblau schimmern die Wasser des Baches, der am Platz des seinerzeitigen Unglücks aus dem Berg tritt. Den Menschen ist diese Stelle Erinnerung und Mahnung, dass der Wald diejenigen beschützt, die freundlich mit ihm umgehen. Manchmal, wie in unserer Geschichte, schützt er sogar vor der eigenen Torheit.

Quelle:

Wittmann, H. (2003): Die Geschichte, die erzählt, wie Wald und Mensch einander zähmen. In Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich) (Hg.): Waldmärchen (S. 29-35). Wien: Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich).

Das Märchen von den Nadelzwergen

Robert Welser

Es war einmal ein Bauer. Dem gehörte neben einem Bauernhof mit vielen Tieren auch ein Wald. Diesen Wald pflegte der Urgroßvater des Bauern in mühevoller Arbeit seit vielen Jahren. Mitten durch diesen Wald floss ein breiter Bach. Weil es damals so üblich war, hatte der Urgroßvater des Bauern auf der einen Seite des Baches lauter Nadelbäume und auf der anderen Seite lauter Laubbäume gepflanzt. Der Bauer freute sich jedes Mal, wenn er in seinem Wald unterwegs war.

Der Bauer wusste aber nicht, dass in seinem Wald Zwerge wohnten. Im Nadelwald auf der einen Seite des Baches war das Reich der Nadelzwerge. Diese Zwerge waren sehr klein, hatten eine spitze Nase und auf dem Kopf einen ganz spitzen Hut. Sie wohnten in kleinen Hütten aus alter Baumrinde nahe bei den großen Wurzeln der Bäume. Für die Nadelzwerge waren die Nadelbäume daher lebenswichtig.

Leider war durch die vielen Nadeln der Waldboden im Nadelwald schon ziemlich sauer geworden. Viele Tiere, die früher im Boden gewohnt hatten, fühlten sich nicht mehr wohl und zogen fort. Auch die Zwerge waren schon ziemlich sauer. Nur die Nadelzwergprinzessin, die wunderschöne Tochter des Nadelzwergkönigs, war noch lustig aufgelegt. Da sie neugierig war, wollte sie unbedingt wissen, was es auf der anderen Seite des Baches zu erforschen gab. Das Gewässer war aber so breit und tief, dass sie nicht hinüberspringen konnte.

Eines Tages entdeckte die Prinzessin auf der anderen Seite des Baches einen Zwerg mit einem grünen Gesicht. „He, du da drüben! Bist du ein Gartenzwerg?“, rief sie hinüber. „Die ist aber frech!“, dachte der Zwerg am anderen Ufer.

Es war nämlich der Sohn des Königs der Laubzwerge, ein echter Laubzwergenprinz! Gerade wollte er ihr antworten, da war sie schon wieder weg. Die Laubzwerge waren im Gegensatz zu ihren Kollegen auf der anderen Bachseite noch immer ein sehr lustiges Volk. Sie nützten jede Gelegenheit, um ein Fest zu feiern. Aber trotzdem fehlte ihnen etwas. Sie hatten keine Nadeln – keine Baumnadeln, keine Nähnadeln, keine Stricknadeln, keine Stecknadeln, ...!!

Eines Nachts kam ein so starker Sturm auf, dass sich die Bäume bogen. Die Zwerge flüchteten alle in die jeweiligen Königspaläste, die unter der Erde lagen. Dort waren sie einigermaßen sicher und es konnte keiner von herunterfallenden Ästen oder umstürzenden Bäumen erschlagen werden. Als der Sturm wieder vorbei war, wurden sofort die Schäden besichtigt. Auf beiden Seiten des Baches waren ein paar alte Bäume umgestürzt und einer lag genau über dem Bach.

Der Prinzessin blieb dies natürlich nicht lange verborgen und so kletterte sie neugierig auf die andere Seite des Baches hinüber. Plötzlich stand der Prinz vor ihr und vor lauter Schreck wäre sie fast in den Bach gefallen.

„Hab ich dich erwischt!“, wollte der Prinz gerade sagen, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken. So ein schönes Wesen hatte er nämlich noch nie vorher gesehen! Da auch er ihr gefiel, verliebten sie sich ineinander und beschlossen bald zu heiraten.

War das eine Aufregung! Der Baum über dem Bach wurde zu einer Brücke umgebaut und eine große Hochzeit gefeiert. Die Laubzwerge bekamen allerlei Nadeln geschenkt und die Nadelzwerge eine Laubsäge.

Eines Nachts erschien dem Bauern im Traum das frisch vermählte Hochzeitspaar und bat ihn, ab sofort auf beiden Seiten des Baches Nadel- und Laubbäume gemischt zu setzen. Er tat dies dann auch und so konnten die Nadel- und Laubzwerge auf beiden Seiten des Baches zusammenwohnen.

Wenig später kamen die Bodentiere zurück, denn der Boden war durch die modernden Blätter angenehm weich. Die Nadelzwerge fanden wieder zu ihrer Fröhlichkeit zurück. Und der Bauer freute sich sehr, dass seine Bäume nun viel besser wuchsen und dadurch unempfindlicher gegenüber Gefahren waren.

Quelle:
Welser, R. (2003): Das Märchen von den Nadelzwergen. In Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich) (Hg.): Waldmärchen (S. 41-45). Wien: Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich).

Der Zahlenmann und der alte Specht

Hermine Wittmann (nun Hermine Hackl)

Es war einmal in einem Land zwischen gestern und heute, in einer Zeit genau zwischen hier und anderswo. Da lebte der Zahlenmann. Niemand wusste wie er wirklich hieß und – vor allem – wer er wirklich war. Der Zahlenmann lebte nämlich sehr zurückgezogen direkt unter dem Dach eines großen Hauses, umgeben von einer riesigen Menge von Büchern, in denen viele Zahlen standen. Er, der Zahlenmann, hätte sicherlich ganz genau gewusst, wie viele Bücher und Zahlen es exakt waren und wie viele Menschenschicksale darin aufgelistet wurden. Für Leute wie dich und mich waren es einfach unzählig viele. Ob der Zahlenmann jemals glücklich war, weiß wohl niemand mit Sicherheit zu sagen. Nur eine einzige Geschichte wissen wir von ihm, und diese sei hier erzählt:

Es war wohl im 40sten Jahr seines Lebens, da wurde der Zahlenmann zum König gerufen. Wichtige Besucher aus den Nachbarländern hatten sich angesagt, da für die Königstochter die Zeit gekommen war, einen Gemahl auszuwählen. Deshalb sollten überall aus dem ganzen Land die Kostbarkeiten herbeigebracht werden, damit die Mitgift für die Prinzessin besonders prächtig ausfalle.

Der Zahlenmann wurde damit beauftragt, alle Schätze genau zu registrieren und zu verwahren. Das tat er mit seinem besonderen Eifer und Genauigkeit. Nicht nur, dass er jede einzelne Unze Gold aus den Bergwerken exakt erfasste und jeden auch noch so winzigen Edelstein. Nein, selbst der Gärtner musste alle Kieselsteine auf den verschlungenen Wegen des Schlossparks genau zählen und der Koch jedes einzelne Zuckerkorn in der Zuckerdose.

Da die Arbeit den Zahlenmann ganz und gar beanspruchte und seine Anwesenheit nunmehr ständig erforderlich war, zog er aus seiner Wohnung unter dem Dach bald aus und übersiedelte direkt ins Schloss – in die Nähe der Prinzessin.

Im Schloss herrschte große Hektik in der Vorbereitung und der Erwartung des Kommenden. Nur wenn die Prinzessin auf ihrer Harfe spielte und die Klänge einer zauberhaften Melodie durch die Gemäuer schallten, hielten die Eilenden beglückt inne und lauschten – so auch der Zahlenmann. Dann vergaß er bald die Töne der Melodie zu zählen, die aus dem Zimmer des liebreizenden Mädchens kamen. Nur manchmal zählte er die raschen Schläge seines eigenen Herzens, wenn er ihren Liedern lauschte. Sah er sie, so wusste er immer die Zahl ihrer Atemzüge zwischen ihren Wimpernschlägen und wie oft sie zu ihm herüber gelächelt hatte. Manchmal wollte er nur sanft über ihr Haar streichen, ohne auch nur ans Zählen zu denken.

Vor dem Fenster der Prinzessin stand eine alte Fichte, die bereits morsch und sehr brüchig war. In diesem Baum wohnte ein alter Specht mit seiner Familie. Der Vogel war ein fröhlicher Geselle und deshalb schlug er gerne den Takt zum Spiel der Prinzessin. Manchmal, wenn die Königstochter traurig war, klopfte der freche, kleine Specht noch kräftiger an den Stamm der alten Fichte als sonst. So, als wollte er sagen: „Sei nicht traurig, liebe Prinzessin, sondern nimm deine Harfe und spiele mit mir." Dann schlug der Specht den Takt und die Prinzessin spielte ihre schönste Melodie dazu.

Doch eines Tages wurde alles anders. Der Zahlenmann hatte absolut alles gezählt, was es im Lande zu zählen gab, und genauestens registriert. Als nächsten Schritt ging er nun daran, alles scheinbar Wertlose zu entfernen. Also begann er damit, die Eselsohren aus den Büchern schneiden zu lassen, und endete damit, dem Donner das Grollen zu untersagen. Natürlich musste auch die alte, morsche Fichte unter dem Fenster der Prinzessin weichen. Als der Specht von einem seiner Rundflüge zurückkehrte, fand er den alten Baum, in dem seine Wohnung war, am Boden liegend und seine Familie darin tot.

Der Specht war darob blind vor Wut und Trauer und schwor sich, niemals wieder einen Schlag zu tun. Also musste die Prinzessin von diesem Tage an alleine musizieren. Doch das bereitete ihr von Mal zu Mal weniger Freude. Die Tiere des Waldes hatten Mitleid mit der lieblichen Prinzessin. Sie vermissten die menschlichen Klänge aus dem Schlosse sehr, wenn sie abends am Waldesrand saßen und in die Stille lauschten. Deshalb flehten sie den Specht an, wieder mit der Königstochter gemeinsam zu musizieren.

Doch dieser blieb stumm. Die Prinzessin verfiel immer mehr in Trübsinn und Traurigkeit. Sie aß nichts mehr, sie sprach nichts mehr und weinte nur noch vor sich hin.

Da beschworen die Tiere den Specht abermals, doch Erbarmen zu haben. Voll Gram und Trotz verweigerte er sein Spiel. Da er andererseits die schöne Prinzessin sehr liebte, bescherte ihm ihr Schmerz noch größere Verzweiflung und Zorn. Und obwohl er es kaum noch ertragen konnte, rief er: „Niemals, niemals werde ich wieder schlagen, außer es schneit im August oder der Zahlenmann vergießt eine Träne." Da alle, die Tiere des Waldes und die Menschen im Schloss, der festen Überzeugung waren, dass es eher im August schneien als dass der Zahlenmann jemals eine Träne vergießen würde, griffen sie zu einer List. Weil es gerade August war, stellten sich der Koch und sein Gehilfe auf das Dach des Schlosses und streuten Mehl und Zucker vor das Fenster, auf dessen Gesims der alte Specht saß. Die Tiere des Waldes riefen: „Schau, lieber Specht, es schneit! Und jetzt ist es August!" Doch der Specht durchschaute die List und schmollte weiterhin. Die Prinzessin hingegen wurde immer schwächer und schwächer.

Da stellte sich der Gärtner mit seinem Gehilfen auf das Dach des Schlosses und ließ weiße Rosenblüten herunterfallen. Die Tiere des Waldes riefen: „Schau, lieber Specht, es schneit! Und jetzt ist es August!" Doch auch diesmal durchschaute der Specht den Schwindel. Die Prinzessin wurde indessen immer schwächer.

Verzweifelt versuchten die Tiere des Waldes, den Specht zum Schlagen zu überreden. Und die Menschen kämpften verzweifelt, die Prinzessin am Leben zu halten. Doch alle Bemühungen halfen nichts und das schöne Mädchen starb.

Als der Klang der Glocken den Tod der Prinzessin verkündete, ging ein großes Schaudern durch das ganze Land. Da quoll aus dem Auge des Zahlenmannes eine Träne. Sie rannte über sein Gesicht und landete leise und sanft in seinem großen Buch, wo sie einen unübersehbaren Fleck hinterließ: Sie war das einzig sichtbare Zeichen seiner großen Liebe zur Prinzessin.

Niemand außer dem Specht hatte diese Träne gesehen. Er empfand Mitleid mit dem Zahlenmann, da nun auch dieser sein Liebstes verloren hatte. Der Specht wusste, wie unendlich Traurigkeit sein kann und beschloss von nun an, der Welt wieder seinen Takt zu geben. Doch sein Trommeln war von da an ein anderes – nicht mehr regelmäßig, ruhig und in gleichen Abständen wie zuvor. Der Specht hatte gelernt, auf das, was um ihn herum geschah, Acht zu geben. Deshalb hält er bis heute zwischen den festen, meist rasch aufeinander folgenden Schlägen immer wieder inne, um aufzuhorchen und herumzuschauen. Der Zahlenmann wies alle Forstleute an, da und dort hohle Bäume für den Specht stehen zu lassen. Und das tun sie immer noch.

Hörst du im Wald den Specht trommeln, so erzählt er vielleicht gerade die Geschichte vom Zahlenmann.

Quelle:

Wittmann, H. (2003): Der Zahlenmann und der alte Specht. In Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich) (Hg.): Waldmärchen (S. 64-70). Wien: Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich).

Der Fürst der Wälder

Hermine Wittmann (nun Hermine Hackl)

Es war einmal ein stilles Land in unendlich fernen Zeiten, das verfügte über unschätzbaren Reichtum. Dieser bestand jedoch nicht aus Edelsteinen und Gold, nicht aus Myrrhe und auch nicht aus weißem Alabaster. Die Edelsteine hätten die Damen des Landes doch sehr bald zu prachtvollen Ketten und Diademen verarbeiten lassen. Das Gold hätten die Herren des Landes bald für ihre Kriege verwendet und die Myrrhe hätten die Heiligen Drei Könige insgesamt mit ins Morgenland genommen. Nein, nein, der Reichtum, den ich meine, ist ein ewiger, ein unerschöpflicher und unauslöschlicher, allerdings nur solange er mit Liebe gehegt und gepflegt wird. Seine Vermehrung ist so unfassbar wie ein Perpetuum mobile und so sicher wie das Amen im Gebet. Der Reichtum dieses Landes bestand in seinen großen, schönen Wäldern. Und wenn der Fürst des Landes sich dem Volke zeigte, riefen seine treuen Untertanen: „Seid froh und lobet diesen Tag, hier kommt er, der Fürst der Wälder!"

Der kleinste Bauer lebte von den Gaben des Waldes ebenso wie der Fürst des Landes selbst. Das Geheimnis dieses Reichtums allerdings bestand darin, dass weder Bauer noch Fürst mehr entnommen hätte, als unbedingt benötigt wurde, und dass der Reichtum niemals zu Übermut und Willfährigkeit Anlass gab. Der Fürst der Wälder war bekannt im ganzen Erdenkreis, hoch geachtet und manchmal wohl auch beneidet ob seiner treuen Untertanen und seines reichen Landes.

Das Holz aus seinen Wäldern gab seinem ganzen Volk ein wohliges Zuhause, genug Brennmaterial für ihre Öfen, sodass sie sich immer wärmen konnten, und genug Einkommen, dass sie ein Leben ohne Hunger und Elend führen konnten. Doch nicht genug damit. Das Land des Fürsten verfügte nicht nur über die schönsten und üppigsten Wälder im ganzen Erdenkreis. Dort standen auch noch ganz besondere Bäume.

Im Norden des Landes stand der Baum der Hoffnung, zu dem alle pilgerten, die Stärkung für ihre verloren geglaubten Träume suchten. Und immer, wenn sie eine Hoffnung benötigten, kehrten sie wieder und waren danach gestärkt für das Weiterkommen im Leben.

Im Süden des Landes stand der Baum der Liebe, zu dem alle pilgerten, die sich verloren glaubten, in den Niederungen des Lebens und nach einem neuen Anfang suchten. Und immer kehrten sie wieder und waren gestärkt für ein Leben in Zweisamkeit.

In der Mitte des Landes stand der Baum der Erkenntnis, zu dem alle pilgerten, die sich verloren glaubten, irgendwo zwischen Hoffnung und Liebe. Dieser Baum war mächtig und Furcht einflößend. In ihm lebte eine gefräßige Schlange, die nicht selten grausame Opfer einforderte. Und viele kehrten von dort nicht mehr wieder, da sie zwischen Hoffnung und Liebe keine Erkenntnis finden konnten.

Die Menschen in dem stillen Lande fürchteten die Gegend, in dem der Baum der Erkenntnis stand, und mieden seine Nähe. Die Schlange, die in der Krone des Baumes thronte, wusste um ihre Macht und führte ein Schreckensregime. Die verängstigten Menschen waren ihr aus tiefer Angst willfährig und gehorchten. Dieser Baum existierte über Generationen genauso wie die Furcht vor ihm und das Geschwür seiner Erkenntnis. Man akzeptierte es und niemand wagte nach Veränderungen zu fragen.

Die Erkenntnis aber, die in den Zweigen des Baumes wucherte, vergiftete zusehends die Gedanken der Menschen und machte sie ungerecht. In diesem Klima der Angst und des Misstrauens entstand plötzlich

großer Lärm in dem stillen und friedlichen Land des Fürstens der Wälder. Es war der Lärm des Krieges und des Verderbens. Das friedliche Volk im stillen Land der Wälder war ungeübt in der Kunst der Kriegsführung und sah unweigerlich seinem Untergange entgegen. Die Eindringlinge trachteten besonders danach, den Baum der Liebe, den Baum der Hoffnung und den Baum der Erkenntnis zu finden. Von denen hatten sie schon so unglaubliche Geschichten gehört. Doch so sehr sich die Fremden bemühten, auch unter größter Marter und den grässlichsten Drohungen gab niemand im Lande des Fürsten diese Geheimnisse preis.

So zogen die Eindringlinge umher, brandschatzend und schlachtend durch das ursprünglich so friedliche Land und verbreiteten Angst und Schrecken. Als die Not unerträglich war und die braven Menschen im Land des Fürsten der Wälder am Ende ihrer Kräfte standen, entsandten sie eine Gruppe von weisen Männern zum Fürsten, um sich zu beraten.

Bald kamen sie zum Schluss, den unerbittlichen Eindringlingen einen Tauschhandel anzubieten. Die Fremden forderten den Baum der Hoffnung, um aus seinem Holz ein Haus für ihre Nachkommen zu bauen, den Baum der Liebe, um sein Holz zum Wärmen in kalten Tagen zu verwenden, und den Baum der Erkenntnis, um mit seinem Holz den Bau von Kriegsschiffen vorantreiben zu können.

So beratschlagten die Weisen des Landes lange mit dem Fürsten der Wälder. Gestärkt vom Rat der Weisen zog der Fürst gegen die Eindringlinge und in mühevollen Disputen konnte er die Widersacher davon überzeugen, dass nur einer der drei geforderten Bäume ausgeliefert werden könne.

Der Fürst kehrte in den Rat zurück und wiederum beratschlagten die Weisen des Landes, welcher der drei Bäume wohl der richtige dafür sei.

Die einen meinten, man könnte wohl am leichtesten ohne Hoffnung leben und man solle doch diesen Baum opfern. Die anderen meinten, die Liebe wäre nur zum Selbstzweck da und deshalb am ehesten verzichtbar. Das letzte Wort allerdings hatte der Fürst der Wälder und er entschied, den Baum der Erkenntnis zu opfern. Da ging ein großes Raunen durch das Volk der getreuen Untertanen und sie schimpften ihn einen Narren. Die hohen Priester forderten sogar seine augenblickliche Abdankung. Viele Diener verweigerten ihm erstmals im Leben die Gefolgschaft. Die geschah nicht zuletzt aus unendlicher Furcht vor dem Ungeheuer in der Krone dieses Baumes.

Doch der Fürst der Wälder blieb bei seiner Entscheidung und ließ den Baum der Erkenntnis fällen. Dort an jener Stelle, wo einst dieser Baum stand, prangte jetzt eine große Leere im sonst so dichten Wald. Die Widersacher zogen damit von dannen und gelobten, nicht mehr wiederzukehren. Gott alleine weiß, warum sie ihr Versprechen hielten oder halten mussten.

Jahre vergingen und der Lärm des Krieges war verschollen.

Die Menschen des stillen Landes fanden wieder zu ihren Seelen zurück und lebten friedlich mit sich und den ihren. Mit dem gewöhnlichen Alltag kehrte der Wunsch nach Hoffnung und Liebe wieder. So pilgerten sie in den Norden zum Baum der Hoffnung und in den Süden zum Baum der Liebe und kehrten von beiden beglückt zurück.

Doch als der Hoffnungsrausch und das Liebesglück zum Alltag wurden, sehnten sie sich nach Erkenntnis. Mutige wagten sich deshalb an jene Stelle, wo einst der Baum der Erkenntnis stand. Nichts Furchtbares ging mehr aus von dieser hellen Stelle mitten im dunkeln Wald und auch die so gefürchtete Schlange

ward niemals wieder gesehen. Doch dort, wo einst der mächtige Baum mit seinen dunklen Erkenntnissen Schrecken und Not verbreitete, standen jetzt – wie von Zauberhand gerührt – viele kleine junge Bäumchen. Jedes von ihnen symbolisierte eine neue, fröhliche Erkenntnis.

Von jener einstigen Stätte des Schreckens ging jetzt Freude und Leichtigkeit aus. Neugierig und mit zunächst geduckten Köpfen kamen die Menschen aus allen Winkeln des Landes, um sich von diesem Naturschauspiel zu überzeugen. Und wenn sie wieder fortgingen, so taten sie das erhobenen Hauptes und ohne Furcht, gestärkt von neuen Erkenntnissen, die sie auch das einstige Handeln des Fürsten verstehen ließen.

Wenn sie der Fürst von nun an seinem Volk zeigte, riefen seine treuen Untertanen: „Seid froh und lobet diesen Tag, hier kommt er, der Fürst der Wälder!"

Quelle:
Wittmann, H. (2003): Der Fürst der Wälder. In Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich) (Hg.): Waldmärchen (S. 71-77). Wien: Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich).

Das Märchen von dem Waldmann und dem kleinen, bunten Schmetterling

Hermine Wittmann (nun Hermine Hackl)

Es war einmal ein Land, das war so schön, dass selbst das Glück dort gern verweilte. Es lag nicht weit von hier. Es war genau an jenem Ort, wo die höchsten Bäume auf den sanften Hügeln den tiefen Horizont berührten. Es war das Land, in dem die Sonnenblumen in solchem Gold erblühten, dass manchmal die Sonne selbst dort vorüberzog, um sich im Schein der gelben Pracht zu spiegeln. Kurz gesagt: Es war ein gutes Land, durch seine Menschen und durch seine schöne Seele.

Dort in den Tälern, die Jahr und Tag dem Wind und Wetter trotzten, lebt der Waldmann. In seiner Welt ist's manchmal bunt, manchmal still und manchmal laut. Manchmal ist's ihm heiter im Gemüt, ab und an ist er sehr betrübt. Da schweifen seine Gedanken über die Hügel hinweg auf die andere Seite des Horizonts und tauchen wieder auf in einer großen Sehnsucht nach dem Glück der weiten Welt.

Alsdann: An einem Tag ohne wirkliche Bedeutung beschloss er, der Sehnsucht nachzugeben und dieses Glück zu suchen. Er packte hurtig seinen Ranzen, verließ sein Waldreich und begab sich auf den Weg. Der Abschied fiel im leicht. Er zog ja aus, um durch Erkenntnis reich beschenkt und mit einem großen Schatze heimzukehren. Bevor er jedoch die Reise begann, verweilte er noch kurz auf einer alten Bank am Waldesrand.

Da flog ein kleiner, bunter Schmetterling heran, umkreiste ihn und setze sich auf seine Schulter. Der Waldmann nahm diese kleine, flatterhafte Gestalt nicht wahr und setzte alsbald hastig seine Reise fort.

Der kleine, bunte Schmetterling schlug seine Flügel immer stärker, versuchte durch seinen wilden Tanz das Auge des Waldmanns zu erreichen. Doch dieser war mit seinen Gedanken schon weit fort. Genau an jener Stelle, wo die höchsten Bäume der sanften Hügel den tiefen Horizont berühren, verließen den kleinen, bunten Genossen die Kräfte und er ließ den Waldmann alleine ziehen.

Auf seiner großen Reise gelangte der Suchende in eine große Stadt. Dort lebten viele Menschen, die hastig durch die Straßen eilten und sehr geschäftig waren. Den einen, der mit rotem Kopfe an der Straßenecke lehnte, weil er zu rasch gelaufen war, fragte unser Waldmann nach der Geschäftigkeit, die ihm, dem Manne aus dem Wald, denn doch befremdlich erschien. Und dieser Mann entgegnet ihm mit kurzem, flachem Atem: „Wir müssen laufen, laufen, immer laufen nach dem Geld, dem Geld, dem Geld." Als nun der Waldmensch dieses hörte, da dachte er: „Wenn diese Leute solche Lasten auf sich nehmen für das Geld, so muss das doch das Glück bedeuten." Und er selbst begann zu laufen und zu laufen für das Geld. Nach kurzer Zeit waren seine Schuhe abgetreten und der Mantel, den er trug, zerschlissen. Es fror ihn in der Nacht, denn er vermisste die Wärme seiner alten Kleider.

Und er dachte für sich selbst: „Das große Glück muss wohl woanders liegen."

So setzte er seine Reise fort. Er gelangte in einen wunderbaren Garten. Dort lebten bildschöne Frauen, die ihre zarten Hände nach ihm streckten. Die umsponnen ihn mit leisen Worten und betörten ihn mit sanften Düften. Und als er dieses Prickeln spürte, dachte er: „Das ist das Glück", und gab sich hin. Die Sinne schwanden ihm und er verlor sein Herz. Doch ohne Herz wollten ihn die Frauen nicht mehr und verjagten ihn aus dem Paradies.

Und er dachte sich: „Das große Glück muss wohl woanders liegen."

Und wieder setze er seine Reise fort. Alsbald gelangte er auf einen hohen Berg. Dort standen laute Rufer, die sehr ernst blickten und bedeutsam ihre Köpfe wiegten. Sie disputierten, diskutierten und dirigierten. Gelegentlich klopften sie sich gegenseitig bedeutsam auf die Schultern. Sie trugen dicke Bücher unter ihren Mänteln und jeder grüßte freundlich, der den Berg hinaufstieg. Sie kamen, um sich von den Gelehrten Rat zu holen. Als der Waldmann dieses sah, fragte er den Lautesten von allen nach dem Grunde seines Tuns. Und jener antwortete: „Wir tun das für die große Ehre und den ewigen Ruhm."

Da dachte der Waldmann: „Ja! Ehre und der Ruhm – das ist das große Glück!" Und er begann zu streiten, zu diskutieren und zu dirigieren. Und schon bald stand er selbst auf jenem hohen Berg und war unter den lautesten Rufern.

Eines Tages ergoss sich eine große Sintflut über das Land und die Menschen flüchteten aus den Tälern auf die Berge. Dort auf der Spitze wurde der Platz bald recht eng und sie stießen die Rufer von den Bergen in die Fluten, weil für leere Worte in der Not kein Platz mehr war.

Unser Waldmann kam mit knapper Müh und Not davon und erinnerte sich an sein Land, das er vor langen Zeiten verließ. War es nicht so schön, dass selbst das Glück dort gern verweilte?

Es lag nicht weit von hier. Es war genau an jenem Ort, wo die höchsten Bäume auf den sanften Hügeln den tiefen Horizont berührten. Es war das Land, in dem die Sonnenblumen in solchem Gold erblühten, dass manchmal die Sonne selbst dort vorüberzog, um sich im Schein der gelben Pracht zu spiegeln. Er sehnte sich danach, auf jener alten Bank am Waldesrand zu sitzen und hinzuschauen auf das Haus, das er verlassen hatte.

Er packte also hurtig seinen Ranzen, schnürte seine Wanderschuhe und begab sich auf den Weg. Der Aufbruch fiel ihm leicht. Er zog ja aus, um an jenen Platz zurückzukehren, wo er Ruhe finden würde nach der langen Reise.

Und an einem Tage ohne wirkliche Bedeutung erreichte er sein Ziel. An jenem Ort, dort wo die höchsten Bäume auf den sanften Hügeln den tiefen Horizont berühren, begrüßte ihn ein kleiner bunter Schmetterling mit seinem frohen Tanz. Der Waldmann blickte auf und bemerkte den kleinen, flatterhaften Kerl, der um ihn kreiste, und freute sich unsagbar über diesen Gruß. Und als der kleine Freund sich auf seine Schulter setzte, war es ihm, als ob ein Engel seine Seele streifte auf dem Wege nach dem großen Glück.

In jedem Flügelschlag des kleinen, bunten Schmetterlings lag ein leiser Klang des Geldes in der großen Stadt, ein Hauch vom Duft der Frauen in dem wunderschönen Garten und ein Stück von der Weisheit der Gelehrten.

Nun endlich verstand er, dass er das Glück dort gefunden hatte, wo er es nie zuvor gesucht hatte:

Bei sich selbst.

Quelle:

Wittmann, H. (2003): Das Märchen von dem Waldmann und dem kleinen, bunten Schmetterling. In Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich) (Hg.): Waldmärchen (S. 78-83). Wien: Hauptverband der Land- und Forstwirtschaftsbetriebe Österreich (heute Land&Forst Betriebe Österreich).